

MARJOLIJN VAN HEEMSTRA

Ein

*les hommes on un n-de plume
de la famille au homérique
à fleur de plume
violettes des plumes
des espèces de plumes
utilisées par les plumeux
de la plume*

Name

Roman

für

Atlantik

dich

A

Karton nach siebzig Jahren bei mir landen würde, der einzigen Person, für die die Geschichte hinter der Familienlegende um den Bombenneffen von Bedeutung ist? Und: Was soll ich um Himmels willen mit diesem Stapel Strafzettel anfangen? Was können mir diese Versicherungsunterlagen über den Anschlag erzählen? Was nutzt mir eine Steuererklärung, wenn ich nach dem Wie und Wieso einer Heldentat suche?

Ich fühle mich unwohl mit diesem Karton, mit all diesem Papierkram, der Lächerlichkeit dieses stinknormalen Lebens. Das ist alles zu intim, zu klein, zu unspektakulär. Wo sind die Briefe aus dem Widerstand? Wo die Orden? Die Beweise für Mut, Aufopferung und Treue?

Ich versuche, den Weg des Kartons zurückzuverfolgen. Wer hat kurz nach dem Anschlag dieses Zeug eingepackt und weshalb? Tante S weiß es nicht, ihr Schwiegersohn verspricht, der Sache nachzugehen, aber die Spur endet bei dem Sammler, der den Karton irgendwann bei einer Auktion erworben und längst vergessen hat, von wem eigentlich.

Ich denke daran, was mir ein befreundeter Historiker einmal erzählte: Von allem, das im Laufe der Geschichte jemals an Schriftstücken produziert wurde, ist weniger als 0,001 Prozent bewahrt geblieben. Zwei Dinge tauchen in historischen Dokumenten nicht mehr auf: dasjenige, was einst als Allgemeinwissen betrachtet wurde, und all das, was niemand beim Namen nennen wollte.

Noch 23 Wochen

Schon seit fünf Tagen nichts Neues mehr über den Bombenneffen. Die Buschtrommeln sind verstummt, die alten Leutchen sind zu ihren Bridgeabenden zurückgekehrt, und alles, was ich habe, sind ein Stapel Strafzettel und einige Fotos von Autotouren.

Ich versuche, mich auf die Deadlines zu konzentrieren, die noch anstehen, bevor das Baby auf die Welt kommt. Auf den Rat von Freunden hin, die schon Kinder haben – bald habt ihr keine Zeit mehr füreinander! –, unternehmen D und ich gelegentlich etwas zusammen. Es ist ein merkwürdiges, vages Zusammensein. Wir behandeln einander wie Ex-Geliebte. Freundlich, behutsam, im Wissen, dass bald nichts mehr sein wird, wie es war. Manchmal unterhalten wir uns über das Baby, aber es sind kurze, eher obligatorische Gespräche. Was kann man über jemanden sagen, der noch nicht da ist? Manchmal werde ich gefragt, ob ich mein Kind bereits lieben würde? Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Was in mir wächst, fühlt sich nicht an wie ein Kind, eher wie ein unruhiges Organ. Als würde mich jemand fragen, ob ich meine Leber liebe. Nein, so lautet die ehrliche Antwort, ich könnte aber auch nicht ohne leben.

Die Funkstille um den Bombenneffen beunruhigt mich. Die Spuren, die vor mir in den vergangenen Wochen aufleuchteten, gaben mir das Gefühl, die Dinge zu überblicken. Langsam, aber sicher zeichneten sich Details auf einer weißen Karte ab. Jetzt greift in meinen Gedanken wieder die leere Landschaft um sich. D sagt, ich solle mich besser auf das Leben konzentrieren, das kommen wird, als auf jenes, das vergangen ist. Aber ich glaube, ich kann die beiden nicht mehr voneinander trennen.

Meine Suche ermüdet ihn allmählich. Wir zanken und landen immer wieder beim selben Thema: D sagt, es sei doch »nur ein Name«. Und ich antworte dann, dass ein Name immer mehr ist als nur ein Name. Eine Erinnerung, die erste und größte, die einem mitgegeben wird.

»Es ist nur ein Wort«, sagt D.

»Es ist eine Verortung«, sage ich.

»Es sagt nichts darüber, wer er einmal werden wird.«

»Es sagt alles darüber, wer er meiner Meinung nach werden soll.«

So geht es hin und her, bis D seine Hände in die Luft wirft, als rief er ein höheres Wesen um Hilfe an, bevor er kopfschüttelnd das Feld räumt. Nicht weil er mir recht gäbe, sondern weil er irgendwo gelesen hat, man könne mit schwangeren Frauen nicht diskutieren.

Ich versuche, Verbindungen zwischen den Informationshäppchen zu erkennen, die ich bislang zusammengetragen habe, suche die logischste Route vom Jungen auf dem Eselskarren zu dem Mann, der den Anschlag verübte. Es sind alles Sackgassen.

Gerade als ich anfangen, den Mut zu verlieren, erreicht mich ein Anruf. Die Frau am anderen Ende der Leitung stellt sich als A vor, als »die beste Freundin, die Frans je hatte«. Die Buschtrommeln sind anscheinend doch noch nicht verklungen: Sie hörte heute Morgen durch eine Freundin von meiner Suche, die wiederum befreundet ist mit einem Neffen einer Nichte und so weiter. A hat eine hohe, dünne Stimme und keucht nach jedem Satz, als würde sie beim Sprechen ein Treppenhaus hochgehen, aber sie sitzt in einem Stuhl, das sagt sie zumindest gleich zu Beginn des Gesprächs: »Seit ich gehört habe, dass eine entfernte Nichte von Frans Informationen über ihn sucht, sitze ich in meinem Stuhl und denke nach.« Komm schnell bei mir in Den Haag vorbei, sagt sie.

»Ist morgen schnell genug?« Sie lacht. »Sehr gut. Ich habe immer Zeit, das ist der Vorzug des Alters.«

D meint, ich müsse erst herausfinden, ob sie den Bombenneffen wirklich gut gekannt hat. »Du brauchst deine Ruhe, sonst machst du die ganze Reise für nichts und wieder nichts.« Aber mir fällt niemand ein, den ich fragen könnte. Ich habe noch mit niemandem gesprochen, der Frans gut genug kannte, um sagen zu können, welche Menschen in seinem Leben tatsächlich wichtig waren.

Ich nehme mir vor, nicht allzu viel von dem Treffen zu erwarten. Wenn A in etwa so alt ist wie Frans, müsste sie jetzt beinahe hundert sein. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass ihr Erinnerungsvermögen eingeschränkt ist.

Aber nicht nur das Gedächtnis von A erweist sich als messerscharf. Sie ist

fast neunzig und wunderschön, hat große dunkle Augen und auf ihrem Kopf einen grauen Dutt, der funkelt wie frischer Fisch. »Unnahbar« ist das Wort, das mir spontan einfällt, als sie die Tür öffnet. Überall in ihrer Wohnung hängen dieselben drei Gesichter: ihr Mann, ihr Sohn, ihr Enkel. Sie lächelt, als ich durch den Flur gehe. »Gut, wieder einmal jemanden der Van Heemstras im Haus zu haben. Frans ging bei uns ein und aus.«

Ich lächle zurück, erleichtert. Endlich jemand, der den Bombenneffen wirklich gekannt hat. Ungeduldig arbeite ich mich durch ein Stück Apfelkuchen und den Smalltalk einer ersten Begegnung. Als sie aufsteht, um ein weiteres Stück Kuchen anzubieten, traue ich mich, sie zu fragen, was sie über den Anschlag weiß.

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Den Anschlag?«

Ich nicke.

»Meinst du das Bömbchen?«

»Ja«, sage ich. »Genau das.«

Sie wischt meine Worte weg.

»Darüber weiß ich eigentlich nichts, ich habe Frans erst in den fünfziger Jahren kennengelernt – auf der Rennstrecke, wo mein Mann oft war.«

Sie weiß allerdings sehr wohl, dass er verurteilt wurde und ab 1947 im Gefängnis von Leeuwarden einsaß. Sie bestätigt auch die Familienlegende, dass Königin Juliana ihn begnadigt hat. Insgesamt war er drei Jahre im Gefängnis, so A.

Zwei Stunden lang stelle ich Fragen, und A antwortet. Es ist ein merkwürdiges, irgendwie zielloses Gespräch. Ich habe den Eindruck, wir bewegen uns in ausgreifenden Kreisen um den Bombenneffen herum, und ich sehe allenfalls die Ränder der Geschichte, weil A meine Fragen nie direkt beantwortet.

Ich: Wie fand er zum Widerstand?

A: Der Widerstand hat ihn gefunden.

Ich: Hat er viele Menschen im Krieg ermordet?

A: Ist ein Mord im Krieg ein Mord?

Ich: War der Bombenanschlag ein Mordanschlag?

A: Der Richter hat das so gesehen.

Ich: Und Sie?

A: Ich mache uns noch eine Kanne Tee.

Aus ihren ausweichenden Antworten kann ich folgende Dinge herausfiltern:

Frans trug immer abgewetzte Schuhe. Wenn es gerade keine Frau in seinem Leben gab, suchte A die Kleidung für ihn aus. Sie fand es phantastisch, seine Krawatten zu binden und danach mit ihrer Hand wie mit einem Kamm durch sein Haar zu fahren. Sie begegnete Frans an der Strecke in Zandvoort, wo er mit Freunden bei Autorennen zuschaute oder selbst fuhr, zum Beispiel gegen seinen besten Freund, den berühmten Rennfahrer Maurice Schulp. Dieser war auch der Bruder der zweiten Frau von Frans, Nelly, die er 1950 heiratete.

An der Strecke trafen sich Menschen, die – A zögert kurz, als sie das sagt – die wirklich *leben* wollten. Sie sagt es nachdrücklich.

Frans erzählte ihr einmal, dass er die Nazis nicht per se wegen ihrer Ideologie hasste, sondern vor allem deshalb, weil sie in seinem Land das Sagen hatten. Aber das meinte er nicht so drastisch, wie es sich jetzt anhört, sagt A, als ich erschrocken nachfrage, ob er das wirklich so gesagt hat. Er habe sein ganzes Leben lang Probleme mit Autoritäten gehabt, erläutert sie, ihm waren die Stiefel und die gebellten Befehle abgrundtief zuwider. Laut A ist Frans in die Sache am Nikolausabend »reingezogen« worden. Von wem und warum wird nicht klar. (Ich: Von wem denn? Sie: Durch die anderen. Ich: Warum? Sie: So lief das halt. Ich: Wie lief das? Sie: Wie es so lief).

Während seiner Inhaftierung teilte er eine Zelle mit Kriegsdienstverweigerern, die nicht nach Niederländisch-Indien wollten. Er hasste diese »linken Idioten«. Letzteres sprach A mit einer Schärfe aus, dass ich Angst bekam, sie wäre im Internet auf meine politisch-korrekte Kurzbiographie gestoßen. Aber sie hatte das Thema schon gewechselt: die Frauen von Frans. Allesamt Fehlentscheidungen, so A. Die erste, Carolina, war bei der NSB, eine Nazisympathisantin also, die zweite Frau, Nelly, war jung und töricht. Kurz nach dem Krieg fingen sie eine Beziehung an, nach dem Anschlag heirateten sie dann. Wenn jemand etwas darüber wüsste, dann Nelly, sagt A, aber Nelly ist tot. Beim Wörtchen »tot« höre ich eine Art Triumph aus ihrer Stimme heraus. Die dritte Frau von Frans (A kann oder will sich nicht an ihren Namen erinnern) nahm ihn mit ins spanische Vinaròs, dort herrschte im Sommer eine derart sengende Hitze, dass er wochenlang nur auf dem Bett lag, unter dem Deckenventilator. Als sie ein paar Jahre nach dem gemeinsamen Umzug starb, blieb er alleine in Spanien zurück. Er rauchte exzessiv, und wenn er gerade nicht rauchte, hustete er. In